

Kultur

Von Fischen und Wüstentieren

Literatur Andri Bänziger glaubt, Persönlichkeitsstörungen seien bei Literaten relativ häufig anzutreffen. In seinem Debütroman «Gegen Gewicht» interessiert er sich für leicht psychotische Charaktere und das Leben mit einem behinderten Kind.

Clara Gauthey

Was ist krank, was ist abnormal? Wie zeigen sich Psychosen und unkonventionelles Verhalten in Alltagssituationen, wie wirken sie auf Beziehungen? Andri Bänziger interessiert sich dafür, auch bei den Charakteren seines ersten Romans. In «Gegen Gewicht» trifft die weibliche Hauptfigur unter anderem auf die undurchschaubare, psychisch auffällige Schwester ihres Freundes Ricardo.

Diese Frau namens Nathalie ruft schon mal an, um zu erklären, dieser ihr Bruder Ricardo sei tot, weil er alle ihre Medikamente auf einmal gegessen habe. Was Quatsch ist, einfach dreist gelogen. Oder sie beschimpft sie aus dem Blauen heraus als Nutte. Psychotische Phasen, in denen ihr Zimmer von Panthern oder Würmern besiedelt zu sein scheint, wechseln mit vollkommen normalen ab; offenbar war in der Vergangenheit eine recht bunte Drogenkarriere im Spiel. Nathalies düstere Unberechenbarkeit bringt Drama ins Durchschnittsleben der Protagonistin.

Und auch, wenn sie einander fremd sind – «war sie nicht ein Fisch, der in meinem Ödland verenden musste, und ich ein Wüstentier, das im Meer ertrinken würde?» – freunden sie sich miteinander an.

Blutgrätsche ins Sozialgefüge

Die weibliche Hauptfigur hat eine behinderte Tochter, Aliena. Und auch die ist immer wieder für eine Überraschung gut. Anders als ihre meist angepasste Mutter vollführt Aliena gewissermassen nonstop Blutgrätschen mitten hinein ins soziale und gesellschaftliche Gefüge, unwissend oder unfähig, die eigenen Bedürfnisse gegenüber Pflichten und Gesetzmässigkeiten der anderen abzugrenzen und in ihr Handeln einzubeziehen. Das kann durchaus auch mal tragisch-komisch sein, wenn sie durch eine überlegte Aktion das alte Auto der Mutter schrottet, weil ihr der seichte Radio-Pop nicht behagt.



Andri Bänziger wohnt in der Nachbarschaft des Gurzelen-Stadions, als Schüler kickte er selbst im Mittelfeld, über das Schweizerische Literaturinstitut kam er nach Biel und blieb. BARBARA HÉRITIER

Die Hauptfigur ist ein zurückgenommener und zugleich eigensinniger Charakter. Ihre Kindheit empfindet sie als eine Art Zumutung, «ein fertiges Menü für jemanden der gerne kocht, aber es anders tun würde, ganz anders, ein Elend, die Kindheit, ein Treiben in fremden Wassern (...)»

Aber der Protest, das grosse Aufbäumen, bleiben letztlich aus. Im Job als Kellnerin wird freundlich gelächelt, ohne dass dies als Höflichkeit oder freundlich gemeint wäre und bei Problemen mit dem Kind in der Schule verhält sie sich geradezu konfliktlos. Dazwischen versucht diese Figur, eine Beziehung ohne grosse emotionale

Höhen und Tiefen zu führen, aus Angst, zu viel Nähe zuzulassen. Kann das gut gehen?

Neues Werk in der Schublade

Der Autor, Andri Bänziger, 29 Jahre, hat schon einiges angefangen – und wieder aufgehört. Nach der Schulzeit in Wattenwil begann er in Bern ein Soziologiestudium, das er kurz darauf abbrach. Das anschliessende Jura-Studium hielt er 1,5 Jahre durch. Daneben hatte er Arbeit als Supermarkt-Logistiker für Gemüse- und Fruchtlieferungen, die sich nachts abspielten. Die Doppelbelastung zwischen Nacharbeit und Hörsaal war hoch. Es folgte ein Ausflug in die Gastronomie als Barkeeper im Mokka in Bern,

dann machte Bänziger ein Praktikum in der Behindertenbetreuung und blieb in dem Bereich. Parallel begann er das Studium am Schweizerischen Literaturinstitut und – schloss es im Sommer ab. Zu diesem Zeitpunkt war sein Roman schon lange fertig. Inzwischen hat er schon etwas Neues abgeschlossen, eine «düstere Novelle», wie er sagt. Was ihn zum Inhalt seines ersten Buches bewegt hat? «Ganz einfach, mein Leben bestand zu dieser Zeit aus Literatur und ich war umgeben von Behinderten», sagt er leicht-hin.

Sein Romandebüt spricht von ersten Themen, ist dabei allerdings ziemlich amüsant. Bitterböse die Szene, als die Hauptfi-

gur mit einer Gruppe Behinderter im Papiliorama in Kerzers ist, und ein Mädchen als allererstes direkt mal einen der Schmetterlinge zwischen den Händen zerklatscht und stolz ausruft: «Erwisch!» Es fällt Bänziger schwer, einen guten Witz sausen zu lassen.

«Fallbeispiele wie ein Krimi»

Aber er ist kein Marketingmensch, wenn es darum geht, sich und sein Buch zu verkaufen. «Ich könnte jetzt sagen, dass Sie durch das Lesen meines Romans sexy oder sehr beliebt werden, aber das stimmt vermutlich nicht so ganz», erklärt er und grinst.

Was er selbst liest? Am liebsten Fachliteratur aus der Psychi-

«Sie trat also ins Papiliorama und der erste Schmetterling kam geflogen. Monika breitete die Arme weit aus und zerklatschte den Falter (...)»

Andri Bänziger, «Gegen Gewicht»

atrie. Borderline-Syndrom, Autismus oder das Buch des französischen Psychiaters Boris Cyrulnik über die Scham. «Psychiatrische Fallbeispiele lesen sich wie ein Krimi», findet er.

Überhaupt fände man unter Autoren eine Menge Persönlichkeitsstörungen, ist er überzeugt. Vielleicht, weil die Empfindsamkeit grösser sei und damit auch das Leiden an schiefen Systemen oder Schicksalsschlägen. Die Welt tötet eben die Sanftesten und die Besten. Ausser, sie schreiben – eine der besten Therapien, die es gibt.

Info: Andri Bänziger, «Gegen Gewicht», Verlag die Brotsuppe, Biel, 29.90 Franken.

Er arbeitet permanent an neuer Musik

Jazz Er musizierte mit Miles Davis, gründete das Mahavishnu Orchestra und gilt als einer der einflussreichsten Jazzmusiker: Heute wird John McLaughlin 80.

John McLaughlin ist bestens gelaut. Vor seinem heutigen 80. Geburtstag erfreut sich der britische Jazzgitarrist guter Gesundheit und sprüht vor musikalischer Begeisterung. Permanent arbeitet er an neuer Musik. «Ich weiss, was ich gestern gemacht habe, aber das war gestern, heute ist neu», sagt McLaughlin im Zoom-Gespräch mit der Deutschen Presse-Agentur. «Ich finde jeden Tag etwas Neues.»

Liebe zur Gitarre

Als Elfjähriger entdeckte McLaughlin die Gitarre für sich. Seitdem sei kaum ein Tag vergangen, an dem er sie nicht gespielt habe. «Ich liebe das Instrument heute noch genauso wie damals, als ich elf Jahre alt war»,

sagt er. «Wenn ich Gitarre spiele, ist es in gewisser Weise Arbeit, aber für mich ist es keine Arbeit, weil ich allein durchs Spielen ungeheure Freude und Befriedigung verspüre.»

Angefangen hat der Gitarrist in den 1960er-Jahren. «Wir waren Hippies und haben versucht, die grossen Fragen des Lebens zu beantworten. Wir haben alle LSD eingeworfen, was damals legal war, wie ich betonen möchte.» Nach einem «halben Dutzend LSD-Trips» sei ihm die Erkenntnis gekommen. «1966 oder 1967 hab ich gesagt: Ich habs verstanden, ich kann die Welt nicht verändern, aber ich kann mich ändern. Und wenn ich mich ändere, hat sich die Welt verändert.»

Die Musikwelt hat John McLaughlin kurz darauf revolutioniert. Im Jahr 1969 zog er nach New York, wo er neben Organist Larry Young eines der Gründungsmitglieder von The Tony Williams Lifetime war. Die Band

um den gleichnamigen Jazzschlagzeuger zählt zu den Wegbereitern des Fusion-Genres. Doch noch bevor das Trio seine erste Platte aufnahm, rekrutierte Startrompeter Miles Davis, für den Williams getrommelt hatte, McLaughlin für sein wegweisendes Album «In A Silent Way».

Miles Davis als Mentor

Als Teenager hatte McLaughlin für Davis geschwärmt. Mit Mitte 20 stand er mit ihm im Studio. «Das war wie ein Traum, der wahr wurde», erinnert er sich. «Ich habe Miles erstmals an dem Tag getroffen, als ich in New York angekommen bin. Und er kannte meinen Namen schon. Er hatte mich noch nie spielen gehört, aber tags drauf war ich mit Tony bei ihm zuhause und er sagte: «Wir nehmen morgen auf, also bring deine Gitarre mit.» Das war ein grosser Schock.» McLaughlin bestand die Feuerprobe und die Jazzkone wurde zu seinem Mentor.

«Ich war absolut erstaunt, wie Miles mich dazu brachte, auf eine Art zu spielen, auf die ich selbst nie gekommen wäre», sagt McLaughlin, der auch auf Davis' Nachfolge-Alben zu hören ist. Der Trompeter war so begeistert vom Gitarristen, dass er einen Song nach ihm benannte. Track vier auf «Bitches Brew» heisst schlicht «John McLaughlin».

McLaughlin spricht über Davis (1926-1991) wie über einen Vater. «Miles war mein König», sagt er. «Er war wie ein Pate für mich, denn er hat dafür gesorgt, dass ich überlebt habe. Mit Tony habe ich 20 Dollar pro Abend verdient. Damit kam man in New York kaum über die Runden. Aber immer, wenn ich Miles gesehen habe, hat er mir einen Hunderter in die Tasche gesteckt. «Du musst was essen und die Miete bezahlen», hat er gesagt. Er hat sich wirklich gut um mich gekümmert. Ein toller Kerl.»

Miles war es auch, der McLaughlin riet, eine eigene

Band zu gründen. So formierte er 1971 das Mahavishnu Orchestra, eine der bedeutendsten Fusion- und Jazzrock-Bands, die jedoch nicht lange zusammenblieb. «Das Problem war, dass wir zu schnell zu viel Erfolg hatten», sagt McLaughlin. Egos und unterschiedliche Lebensweisen hätten ebenfalls zur Trennung beigetragen. «Damals hiess es Sex, Drugs und Rock'n'Roll. Das war nichts für mich. Ich hab im Hotel Salat gegessen, meditiert und geschlafen, während die anderen Jungs losgezogen sind. Vielleicht fanden sie mich etwas unsocial, weil ich keine Lust dazu hatte.»

Musik in der Pandemie

Nun, zum Geburtstag plant McLaughlin eine grosse Party. «Wenn es Corona erlaubt», sagt er. «Es ist echt beunruhigend.» Wegen der Pandemie musste er viele Konzerte absagen. «Ich war an einem Punkt, wo ich so frustriert war, dass ich ein bisschen

verrückt geworden bin. Aber aus dieser Verrücktheit heraus hab ich angefangen, Musik zu schreiben, viel Musik. Daraus wurde «Liberation Time – sein aktuelles Album».

Nach dem Erfolg von «Liberation Time», das im Wesentlichen entstand, indem sich John McLaughlin und die beteiligten Musiker ihre Aufnahmen hin- und herschickten, arbeitet der Tausendsassa jetzt am nächsten Album mit seiner Band Shakti, die er in den 70ern gegründet hatte. «Da freue ich mich wirklich sehr drauf», sagt er. Während McLaughlin im Studio bei sich zu Hause aufnimmt, sind die anderen Musiker über Indien und die USA verstreut. «Na klar ist es schöner, live mit ihnen zu spielen. Aber wenn du deine Datei zurückbekommst, auf der diese Maestros spielen, und du setzt deine Kopfhörer auf und hältst dein Instrument in der Hand, dann bist du mit ihnen in einem Raum.» Philip Dethlefs, dpa